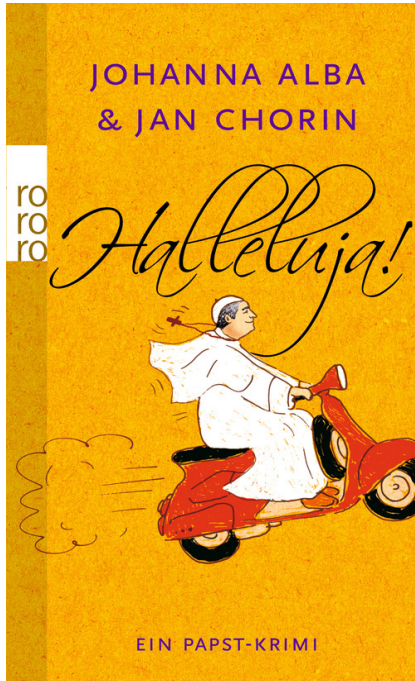


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-25382-9

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Inhalt

Motto

Prolog

Erster Tag

I

II

III

IV

V

VI

VII

VIII

IX

X

XI

XII

XIII

XIV

XV

XVI

XVII

XVIII

Zweiter Tag

I

II

III

IV

V

VI

VII

VIII

IX

X

Dritter Tag

- I
- II
- III
- IV
- V
- VI
- VII
- VIII
- IX

Vierter Tag

- I
- II
- III
- IV
- V
- VI
- VII
- VIII
- IX
- X

Fünfter Tag

- I
- II
- III
- IV
- V
- VI
- VII
- VIII
- IX
- X
- XI

Sechster Tag

- I

II
III
IV
V
VI
VII
VIII
IX

Siebter Tag

I
II
III
IV
V
VI
VII
VIII
IX

Epilog

Danksagung

Während der scharfen Verfolgung
der heiligen römischen Kirche
wird Petrus, ein Römer, regieren.
Er wird die Schafe
unter vielen Bedrängnissen weiden.
Dann wird die Siebenhügelstadt zerstört werden,
und der furchtbare Richter
wird sein Volk richten.

Letzte Prophezeiung des heiligen Malachias
(1094 / 95 bis 1148)

Prolog

So fühlte sie sich also an: die Angst. Sie kroch in ihn hinein, breitete sich aus, lähmte ihn bis in die Fingerspitzen. Wie viele Tage und Wochen war er vor diesem Gefühl davongelaufen? Immer in der Hoffnung, es würde ihn nicht einholen. Immer in der Hoffnung, schneller zu sein als der andere. Aber er war alt. Zu alt für dieses Spiel.

Die Furcht würgte ihn, schüttelte ihn, schnürte ihm den Magen zu. Er musste sich vornüberbeugen, um dem Druck nachzugeben. Er zitterte vor Kälte und Schwäche, und er fühlte, wie sie ihn stützten von beiden Seiten. Nichts hatten sie verstanden, diese zwei jungen Priester, die sich jetzt besorgt über seinen Kopf hinweg anblickten. Noch nie zuvor hatten sie ihn so gesehen, niemand hatte ihn je so gesehen: als den Greis, der er war. Immer hatte er Haltung bewahrt, Macht und Stärke gezeigt. Sich hoch aufgerichtet, mit dieser massigen Gestalt, die der andere so sehr fürchtete. Jetzt war er am Ende angelangt. Er stand vor den Stufen des Altars, es blieb ihm keine Zeit mehr, denn sie zertraten ihn hoch, sie schlepten ihn nach oben.

Doch diesen Weg musste er allein gehen. Er schob die beiden Männer mit letzter Kraft von sich, richtete sich zu voller Größe auf. Die Übelkeit war übermächtig. Aber er musste die Schrift sehen. Die blutige Schrift. Er musste sehen, was da geschrieben stand. Der Engel des Herrn wird mich schützen, dachte er. Er blickte nach oben, zu dem marmornen Körper, der neben Maria schwebte, eine goldene Lilie in der Hand, ein Lächeln im Gesicht. Er zwang sich zu einem letzten Schritt.

Plötzlich riss ihm etwas den Boden unter den Füßen weg. Seine Hände bekamen das Altartuch zu fassen, er klammerte sich fest, als er fiel. Ein leises, sirrendes Geräusch, nicht mehr als ein Flügelrauschen, war zu hören: Der En-

gel schwebte, nein, er stürzte auf ihn herab. Er sah sein Lächeln, ein heller Blitz, ein weißer Strahl. Sein Kopf explodierte in einem unfassbaren Schmerz. Vergib mir, dachte er. Und das Letzte, was er sah, war die Madonna, die weinte.

Erster Tag

I

Der Wind blähte die Vorhänge und schickte einen Lichtstrahl, wie einen göttlichen Fingerzeig, direkt in Petrus' Kaffeetasse. Vom Petersplatz drang das Klock-Klock eiliger Absätze zum päpstlichen Frühstückszimmer empor, die Zwillingsbrunnen rauschten - Friede lag über der Ewigen Stadt. Petrus betrachtete den winzigen Lichtpunkt, der durch sein Zimmer huschte, die matten Perlen seines Rosenkranzes aufleuchten ließ und dann über seinem nachtschwarzen Caffè schwebte. Die Morgenmesse in seiner Privatkapelle lag hinter ihm, die Audienzen noch vor ihm. Und in dieser einen heimlichen Stunde dazwischen durfte er sich wie ein echter Römer fühlen. In solchen Augenblicken war Petrus gerne Papst, Bischof von Rom, Bischof seiner Heimatstadt. Für einen kurzen, aber glücklichen Moment fühlte er sich mit der Welt, mit urbi et orbi im Reinen. Er stellte seine Tasse ab, lauschte auf die Geräusche im Flur und tastete unter dem Polster seines kardinalroten Lieblingsohrensessels. Dann zog er mit geübtem Griff - als plötzlich ein Schatten die römische Morgensonne verdunkelte. Die Tür schwang auf, und da stand sie, groß und hager, die Haare mit zwei Klammern unter der Nonnenhaube gestrafft: Schwester Immaculata, Haushälterin des Papstes, erste und letzte Instanz im Vatikan. Misstrauisch musterte sie den Heiligen Vater: «Hoffentlich habe ich nicht beim Gebet gestört.»

Es war offensichtlich, dass Petrus nicht gebetet hatte. Zufrieden balancierte Immaculata ein Frühstückstablett zu einem Tischchen und arrangierte liebevoll drei Scheiben Toastbrot (ungetoastet!) und einen naturreinen Joghurt (geschmacksneutral!) neben dem Osservatore Romano, der Hauszeitung des Vatikans. Dann fiel ihr Blick auf den Papst - und ihre Miene gefror: Unter seiner schneeweißen Soutane leuchtete es rosarot. Petrus, der sich vergeb-

lich bemüht hatte, die voluminöse Gazzetta dello Sport zurück unter das Polster zu stopfen, gab auf. Mit Unschuldsmiene zog er die Zeitungsseiten unter seinem Umhang hervor. «Millionen italienischer Katholiken interessieren sich für Fußball. Es ist meine Pflicht, mich über das zu informieren, was meine Schäfchen bewegt.»

«Vielleicht würden sie sich etwas weniger für weltliche Vergnügungen interessieren und etwas mehr für ihr Seelenheil unternehmen, wenn ihr Oberhaupt ihnen als Vorbild im Glauben voranginge. Es genügt nicht, nur von der Liebe Gottes zu predigen und vom ewigen Leben zu künden.» Immaculata deutete auf den Osservatore Romano. «Die Menschen brauchen auch Zurechtweisung und Zucht.»

Petrus betrachtete die Titelseite des Osservatore. Neben der Predigt vom letzten Sonntag war sein Bild abgedruckt: ein rundliches Gesicht mit einer breiten, fleischigen Nase. Ein schmaler Haarkranz. Wache blaugraue Augen. Die Predigt war, soweit Petrus sich erinnern konnte, recht lebensfroh ausgefallen – kein Wunder, dass sie nicht Immaculatas Beifall fand. Seine Haushälterin gehörte dem Orden der Bußfertigen Begonninen an, in dem zuverlässig alles verboten war, was andere Menschen am Leben schätzten.

«Du magst recht haben, Immaculata. Ich könnte nächsten Sonntag alle italienischen Männer auffordern, dem Fußball abzuschwören. Ich könnte ihnen sagen: Geht am Nachmittag nicht ins Stadion, sondern verbringt den Tag mit Buße und frommer Lektüre. Die Mitgliederzahl der Kirche würde sich dann ganz erheblich steigern.»

«Nicht auf die Zahl der Mitglieder kommt es an, sondern auf die Stärke des Glaubens.»

«Aber Glaubensstärke bedarf auch einer materiellen Grundlage, liebe Immaculata.» Petrus startete einen Gegenangriff. «Wenn du den Heiligen Vater mit Toastbrot abspeist, darfst du dich nicht wundern, wenn er den Versuchungen des Satans nicht gewachsen ist.»

«Bevor unser Herr vom Teufel versucht wurde, hat er vierzig Tage gefastet.»

«Deswegen hatte er auch keine Kraft mehr zum Fußballspielen. Das ist übrigens der Grund, weshalb die Heilige Schrift nichts darüber berichtet. Obwohl er seine Mannschaft schon zusammenhatte. Nach dem Ausfall von Judas waren es genau elf Spieler, mit denen ...»

Laut krachend fiel die Tür ins Schloss. Immaculata, Leiterin des Haushalts seiner Heiligkeit, hatte die Stätte der Ketzerei verlassen.

Zufrieden verstaute Petrus den Osservatore Romano in seiner obersten Schreibtischablage und entfaltete die Gazzetta zu voller Größe. Gleich am Morgen ein Duell gegen Immaculata zu gewinnen war kein schlechter Start in den Tag – auch wenn ihm bewusst war, dass ihre Revanche nicht lange auf sich warten lassen würde. Denn Immaculata war nicht nur zänkisch und rechthaberisch, sondern auch überaus nachtragend. Die Summe ihrer schlechten Eigenschaften gipfelte in ihrer unerträglichen Frömmigkeit, die für einen Papst, das war sogar Petrus klar, natürlich kein Kritikpunkt sein konnte. Über die Ernsthaftigkeit ihres Glaubens kursierten im Vatikan sehr verschiedene Theorien. Einige unterstellten ihr scheinheilige Inszenierung, andere jedoch – und zu diesen zählte er selbst – vermuteten Schlimmeres: Immaculata war wirklich «auf erschreckende Weise stock-katholisch», wie er Francesco – und nur Francesco – gegenüber zu sagen pflegte.

Das Allerschlimmste aber war, dass Immaculata sich standhaft weigerte, ihm etwas Gutes zu tun. Schon der morgendliche Caffè mit viel Zucker, auf dem Petrus bestand, war ihr ein schmerzender Stachel im keuschkatholischen Herzen. Denn Völlerei zählte eindeutig zu den sieben Todsünden. Brot und Wein hatte der Herr zu sich genommen – und das auch nur abends ... Aber an diesem Morgen würde er nicht klein begeben, o nein: Zumindest einmal in der

Woche musste eine Andacht für Caffè, Calcio und Cornetti, die heilige Dreifaltigkeit des Italieners, abgehalten werden.

Wo Francesco nur blieb? Normalerweise wäre sein Privatsekretär mit Post und Presseschau schon lange bei ihm gewesen. Doch heute war er in besonderer Mission unterwegs ...

Petrus vertiefte sich wieder in die Sportzeitung. Sofort kehrte seine Hochstimmung zurück: Es war Fußballweltmeisterschaft – und sie fand in Italien statt! Sorgen bereitete ihm allenfalls, dass die Squadra Azzurra eindeutig ein Problem auf dem linken Flügel hatte, verursacht durch einen Sehnenriss des Außenverteidigers. Man könnte de Carlo nach hinten ziehen ... Aber dann müsste man das ganze Mittelfeld umbauen. Und das war ohnehin der schwächste Mannschaftsteil, seit Cassano gesperrt war.

Es klopfte leise. Dreimal. Das war das Zeichen! Petrus richtete sich auf. Eine dunkle Gestalt schob sich durch den Türspalt, das Gesicht verhüllt, die Kapuze tief über die Augen gezogen – Francesco! Er schien die Sache mit der Geheimhaltung sehr ernst zu nehmen.

Petrus betrachtete ihn väterlich. Es hatte Aufsehen erregt, als er ihn – vor kurzem erst – zum päpstlichen Privatsekretär ernannt hatte. Denn auf den ersten Blick war der Franziskanerpater nicht gerade die Idealbesetzung für den Posten: zu jung, zu naiv, tiefgläubig, weltfremd. Kein altgedienter Vatikandiplomat, sondern ein schwärmerischer Franziskanermönch aus der umbrischen Provinz – die Kurie war entsetzt gewesen. Doch Petrus hatte stur an seinem Kandidaten festgehalten. Und, wie sich wieder einmal zeigte, recht behalten: Auf Francesco war in jeder Situation Verlass.

Jetzt zog er sich die Kapuze von den dunklen Locken und stand für einen Moment nur da, fast jugenhaft verlegen. Er war groß und schmal und sah so gesund aus, als sei er gerade von den Sabiner Bergen herabgestiegen. Die

Freude über den gelungenen Streich glänzte in seinen Augen, und vorsichtig zog er aus den Falten seines Habits ein mit Schleife verziertes Päckchen hervor. Petrus ahnte, was darin war: Cornetti con Crema, mit Ricotta gefüllte Sfogliatelle, Ciambelloni al Cioccolato ... Mit geistlichem Geleitschutz direkt in den Vatikan importiert, vorbei an Immaculata, Feindin aller Ausschweifungen. Francescos Vorgänger hatten Jahre gebraucht, um diese heikle Aufgabe zu meistern, und der Junge schlich sich einfach so hier herein!

«Geschafft! Um nichts in der Welt wird Immaculata mich diesmal von meinem Frühstück abhalten.» Die Hand des Papstes griff gerade nach dem Päckchen, als sich die Flügeltüren zum Wohnzimmer noch einmal mit Schwung öffneten. Schnell bemühte sich Petrus um sein Autoritätsgesicht. Diesmal würde er Immaculata die Cornetti nicht kampflos überlassen, er würde dem wütenden Racheengel trotzen und –

«Ich störe nur ungern dieses festliche Frühstück», sagte Immaculata lächelnd mit einem Blick auf Seidenpapier und Gebäck. (Diese Lüge kostet dich mindestens zehn Vaterunser, dachte Petrus zufrieden.) «Aber die Polizei ist am Telefon und wünscht Sie dringend zu sprechen, Heiliger Vater.»

«Natürlich! Ein Telefonanruf!» Petrus begann, ungehört die Schleife zu öffnen. «Steht das Papamobil im Parkverbot?»

«Es handelt sich», verkündete Immaculata und machte eine bedeutungsschwere Pause, «um Mord!»

«Ich habe niemanden ermordet», erläuterte Petrus freundlich. «Päpste morden nur, wenn es gar nicht mehr anders geht. Bei mir ging es bislang immer anders.»

«Möglicherweise ist es sogar mehr als nur ein Mord ...» Immaculata senkte ihre Stimme zu einem unheilvollen Flüstern.

«Du meinst: Es sind zwei Morde?»

Doch Immaculata war nicht aus der Fassung zu bringen. Im düsteren Predigerton fuhr sie fort: «Dann kam einer der sieben Engel, welche die sieben Schalen trugen, und sagte zu mir: Komm, ich zeige dir das Strafgericht über die große Hure, die an den vielen Gewässern sitzt. Denn mit ihr haben die Könige der Erde Unzucht getrieben, und vom Wein ihrer Hurerei wurden die Bewohner der Erde betrunken.»

«Apokalypse des Johannes. Kapitel siebzehn, meine ich. Was möchtest du mir damit sagen, liebe Immaculata?»

«Der Herr straft die Sünder, die nicht auf seinen Wegen wandeln», raunte die Nonne. «Er züchtigt tierische Sinneslust und Maßlosigkeit ...» Ihr Blick wanderte zu dem halb ausgepackten Päckchen. «Und seine Rache ist grausam und blutig, damit sie den anderen Menschen eine Warnung sei. Wer Hurerei getrieben hat, verfällt dem Strafgericht. Der Herr macht nicht halt vor den Königen der Erde – wie es in der Schrift steht. Und er macht auch nicht halt vor den Fürsten der heiligen katholischen Kirche.»

Misstrauisch verfolgte Petrus ihre Ansprache. Immaculata bot wirklich ungeheuer viel Pathos auf, um ihn vom Verzehr der Cornetti abzuhalten, die inzwischen ein wahrhaft himmlisches Aroma verströmten.

«Die größten Sünder fallen zuerst», sagte sie. «Und sie werden die anderen mit in den Abgrund reißen: Die Polizei spricht von einem Mordanschlag in der Kirche Santa Maria del Fiore. Verübt auf Kardinal Salvatore Rotondo, den engsten Freund und Vertrauten seiner Heiligkeit Papst Petrus des Zweiten!»

Petrus starrte sie fassungslos an. In ihm kämpften die Gefühle miteinander: das verzweifelte Bemühen, den Sinn dieser Nachricht zu begreifen – und das abgrundtiefe Entsetzen über Immaculatas Sadismus.

«Und da wäre noch etwas, Heiliger Vater: ein merkwürdiger Anruf von Kardinal Rotondos Haushälterin. Heute Nacht, als Sie schliefen – im Gegensatz zu mir, die ich im

Gebet versunken war. Kardinal Rotondos Haushälterin ließ ausrichten, dass ...»

Doch Petrus hatte sich längst abgewandt. Er schleppte sich, gestützt von Francesco, zur Tür. Als er sich noch einmal umdrehte, sah er, dass Immaculata die Fenster zum Petersplatz geöffnet hatte. Der Lärm der Menschenmenge war nun deutlich zu hören, vermischt mit den Flügelschlägen der Tauben, an die Immaculata - mit einem engelsgleichen und dabei triumphierenden Lächeln - die Cornetti verfütterte.

II

Er lauschte. Stand nur da und lauschte. Auf die Erregung in seinem Inneren, auf das Fieber, das ihn erhitzte. Lange, viel zu lange hatte er nicht mehr dieses Leben in sich gespürt. Er hatte sich eingemauert, zurückgezogen, über Jahre schon. Hatte versucht, die Schmach zu vergessen, die Demütigung zu überwinden. Gottverlassen, ja, so hatte er sich gefühlt. Verlassen von Gottes Güte, von seiner Macht und Inspiration. Aber der Herr vergisst seine Kinder nicht, er erniedrigt seine Diener nur, um sie dann zu erhöhen. Er hatte Buße getan, o ja, er hatte sich in den Staub geworfen, er hatte sich kasteit und gequält. Er hatte getobt und gezweifelt, auch an IHM. Doch der Herr hatte ihn aufgehoben, er hatte ihn erhört. Aus seiner Ohnmacht hatte er ihm überirdische Kräfte zuwachsen lassen, er hatte das Gefühl der Rache in ihm bestärkt, hatte es genährt bei jedem Gebet, wie ein gefährliches, ein glanzvolles, ein herrliches Tier. Er war eins geworden mit diesem Wesen, seine Instinkte waren erwacht. Und er hatte Witterung aufgenommen.

Da hatte er sie erstmals gespürt: die Angst des anderen, das Zucken des Opfers, die Schwäche des Unterlegenen. Manchmal musste man sich dem Dunklen der Seele anvertrauen, um das Licht wieder strahlen zu lassen. Das hatte er getan. Inzwischen wusste er:

Alle irdischen Mächte standen ihm zu Gebote.

Und die überirdischen auch.

Er kniete nieder vor dem Bildnis der Madonna. Er zündete die Kerzen an. Und er wartete. Nichts war mehr zu tun. Es war so weit. Die Jagd war eröffnet, die Tage des Zorns hatten begonnen. Das Tier in ihm lauerte. Gierig, bereit zum Sprung. Er genoss die innere Anspannung, die sich auf seinen ganzen Körper übertrug. Seine Gedanken hämmerten,

sein Herz klopfte rhythmisch, in seinen Ohren pochte das Blut.

Das Klopfen wurde stärker. Und stärker. Erst jetzt bemerkte er, dass das Geräusch von der Tür her zu ihm drang.

Es klopfte wieder, lauter jetzt. Er lauschte. Durch die verriegelte Tür hörte er eine Stimme. Atemlos, gepresst, wie nach einem schnellen Lauf.

«Ein Anschlag, ein Anschlag in Santa Maria del Fiore. Kardinal Salvatore Rotondo, er, er liegt im ... im Sterben.»

Er blieb unbeweglich auf der Gebetsbank knien, die gefalteten Hände zu einer einzigen großen Faust geballt. Er rührte sich nicht. Aber in ihm brüllte das Tier.

III

Auf dem Nachttisch stand ein Madonnenbild, davor brannte eine Kerze und verströmte ihren warmen Schein. Sonst war es dunkel. Nur an wenigen Stellen blitzte das Licht durch die Ritzen des Rollladens; rot und grün blinkten die Lämpchen an den großen Apparaten. Behutsam schloss Petrus die Tür und ging zu dem Stuhl, der am Fußende neben Rotondos Bett stand. Ein großer, massiger Körper unter einem Laken, ein weißer Verband um den Kopf - mehr konnte er nicht erkennen von seinem Freund.

Ich werde aufstehen müssen, dachte Petrus, und mich ans Kopfende setzen. Aber er blieb sitzen und lauschte in die Stille: Schritte draußen auf dem Gang, das leise Surren der Geräte, das ruhige, gleichmäßige Tropfen der Infusion, die den Kardinal am Leben hielt.

Petrus zog seinen Rosenkranz aus der Tasche: eine Kette aus billigen Holzperlen, abgegriffen und glanzlos. Vor Jahrzehnten hatte er ihn von Rotondo bekommen, der damals ein junger Priester gewesen war - mit einem großen Herzen für die kleinen schmutzigen und rauflustigen Jungen auf den Straßen Trasteveres. Rotondo hatte in der Bäckerei seiner Eltern eingekauft, mit ihm und seinen Brüdern Fußball gespielt und bei den Hausaufgaben geholfen. Als Papà starb, hatte Rotondo seine Hand gehalten und ihm, als er gar nicht mehr aufhören konnte zu weinen, den Rosenkranz geschenkt: Da, nimm, und bete für Papàs Seele.

Petrus begann mit leiser Stimme ein Ave-Maria zu murmeln, dann das Glaubensbekenntnis und ein Vaterunser, schließlich das ganze Gesätz. Als er die letzte Perle weitergeschoben hatte, erhob er sich langsam und trat ans Kopfende des Bettes.

Rotondo war auch im hohen Alter noch ein schöner Mann: die buschigen Augenbrauen, der volle Mund, die markanten Falten, die sich von den Nasenflügeln zu den

Mundwinkeln zogen. In großer Gelassenheit lag er da und wartete auf den Tod.

Ich muss mit ihm reden, dachte Petrus. Wenn man mit den Sterbenden redet, kommen sie zurück, heißt es. Er hob den klapprigen Besucherstuhl vorsichtig an und setzte sich ans Kopfende. Dann räusperte er sich mehrmals und griff – verlegen, als könnte ihn jemand sehen – nach Rotondos Hand.

«Mir ist klar, dass Gott dich gut gebrauchen könnte dort oben. Er wird seine Gründe haben, wenn er dich zu sich ruft. Aber ich, Salvatore, ich brauche dich genauso. Nein, ich brauche dich mehr als je zuvor. *Wir müssen miteinander reden*, hast du zu mir gesagt, vor wenigen Tagen erst. *Achte auf die Zeichen und sei wachsam, mein Sohn, denn es kann sein, dass wir wenig Zeit haben.* Ich will wachsam sein, mein Freund. Aber deine Augen sind schärfer, trotz deines Alters. Du hast die Gefahren gesehen, die ich noch nicht einmal geahnt habe. Doch wie soll ich die Zeichen deuten? Was soll ich tun, Salvatore? Was soll ich nur tun?»

Petrus beugte sich über den Kranken und hätte ihn umarmt, wenn ihn nicht die Kabel daran gehindert hätten. Und in diesem Moment hoben sich, unendlich langsam und merkwürdig verzögert, Rotondos Lider: Petrus sah, wie schon so oft in seinem Leben, in die dunklen Augen seines Freundes. Doch diesmal schienen sie durch ihn hindurchzublicken. Als seine Lippen zitterten, näherte sich Petrus vorsichtig und hielt sein rechtes Ohr an Rotondos Mund. Fast nur ein Atemhauch war das erste Wort, kaum stärker das zweite, beinahe unverständlich der ganze Satz. Nach wenigen Augenblicken, die ihn unendlich viel Kraft gekostet haben mussten, schloss Rotondo wieder die Augen.

Petrus blieb noch länger so stehen: Den Oberkörper halb über das Bett gebeugt, unfähig, sich aufzurichten, lauschte er auf Rotondos flachen, kaum mehr vernehmbaren Atem.

IV

«Weinende Madonnen gab es schon immer», erläuterte Petrus. «Zuletzt in ... in ...»

«Civitavecchia!»

Die Stimme war rauchig. Und sie gehörte einer unglaublichen Frau, die groß war, dunkelmählig und samthäutig. Fast zu schön, um wahr zu sein. Allerdings lag ein energischer Ausdruck auf ihrem Madonnengesicht, der nichts Gutes verhielt, wie Petrus wusste. Contessa Giulia zog sich einen Stuhl heran, hängte ihre Handtasche an die Lehne und setzte sich neben Francesco, der nicht einmal aufzusehen wagte und sich plötzlich konzentriert mit dem Salzstreuer auf dem Tisch beschäftigte.

«Übrigens ganz in der Nähe von Rom», fuhr Giulia fort und schob mit der Sonnenbrille energisch die schwarzen Locken zurück. «Die Muttergottes hat Blut geweint. Männerblut, wie man heute weiß: Es wurde in der Gemelli-Klinik untersucht. Die Röntgenaufnahmen und die Computertomographie haben ergeben, dass sich keine Hohlräume und keine mechanischen Vorrichtungen im Inneren der Statue befanden.»

Petrus betrachtete Giulia und seufzte. Sie hatte ihn also gefunden in seinem kleinen Refugium. Dabei war die Nische in der Trattoria Antonio in Trastevere vom Gastraum aus nicht einsehbar. Die langen Tische im kühlen Gewölbe waren voll besetzt. Und das wohlige Gemurmel drang bis zu ihrem kleinen blankgescheuerten Tisch, der verborgen zwischen Garderobe und Kücheneingang stand. Es duftete nach Carciofi alla Romana, in Minze und Petersilie geschmorten Artischocken, und Fiori di Zucca, frittierten Zucchini Blüten mit Mozzarella und Sardellen, für die Antonio so berühmt war. Hier saß er mit Francesco, trank Hauswein und wartete auf eine ordentliche Portion Tonnarelli Cacio e Pepe: das bewährteste Verfahren, um sein angeschlagenes

seelisches Gleichgewicht zu stabilisieren. Das Antlitz seines bleichen Freundes Salvatore verfolgte ihn immer noch und würde sich sicher erst nach einem Teller Pasta, vielleicht sogar erst beim Secondo, verflüchtigen.

O bevi o affoghi, hatte Salvatore immer gesagt. Friss, Vogel, oder stirb. Und das ganz wörtlich gemeint: Gerade in unruhigen Zeiten war es nötig, eine gute Trattoria aufzusuchen und die Dinge in Ruhe zu betrachten.

Aber nun war die Ruhe dahin. Denn Giulia ließ sich nicht so leicht besänftigen, wenn sie einmal aufgebracht war. Eigentlich war es sein Plan gewesen, mit der neuen Presse-sprecherin ein Gegengewicht zu seiner Haushälterin Immaculata aufzubauen. Giulia schien, auf den ersten Blick, alle Voraussetzungen zu erfüllen, um den Pressesaal des Heiligen Stuhls zu leiten: Sie stammte aus dem römischen Hochadel, sah so blendend gut aus, dass Immaculata sie einfach hassen musste, und war – dies allerdings beunruhigte auch Petrus in seltenen Momenten des Selbstzweifels – gebildet, intelligent, allwissend und hoch qualifiziert: Studium der Philosophie, Kunstgeschichte und Kirchengeschichte, mehrere Sprachen, Auslandssemester in Harvard und Oxford, Promotion. Doch leider war sie, wie Petrus bald erfahren musste, nicht minder herrschsüchtig als seine Haushälterin – wenngleich sie sich auf wesentlich charmantere Art durchzusetzen wusste.

«Willkommen, Giulia.»

Die Contessa ignorierte ihn, musterte stattdessen die Wandtafel mit der Tageskarte und erläuterte weiter die Geheimnisse weinender Madonnen: «Häufig beruht das Weinen einfach darauf, dass sich bei einem bestimmten Raumklima Kondenswasser bildet. Überhaupt haben die meisten sogenannten Wunder, um das hier einmal ganz deutlich zu sagen», ein kurzer, wütender Blick zu Petrus, «ganz natürliche Ursachen. Das Grabtuch von Turin. Das Blutwunder von Neapel. Was auch immer. Ich nehme als Primo Spaghet-

ti Vongole und als Secondo Pesce Spada.» Der Kellner nickte beflissen und verschwand wieder in der Küche. Ein Papst bringt keinen Kellner mehr zum Laufen, dachte Petrus, da musste es schon die päpstliche Pressesprecherin sein.

Giulia hatte nur zwei Bedingungen gestellt, als Petrus ihr den Job angeboten hatte: Sie wollte nicht in den Vatikan ziehen, sondern weiterhin in ihrer kleinen Dachgeschosswohnung am Campo de' Fiori wohnen. Und sie bestand darauf, ihren Kleidungsstil beizubehalten. Über die Wohnungsfrage konnte man sich schnell einigen, zumal der Campo de' Fiori nur durch den Tiber vom Vatikan getrennt war. Giulias textile Vorlieben wären dagegen fast ein Hinderungsgrund gewesen – wobei nicht so sehr das, was sie trug, sondern vielmehr das, was sie nicht trug, die hochrangigen Kleriker irritierte. Du wirst alt, Petrus, hatte Rotondo glucksend gekichert, als Petrus ihm ein Foto seiner Kandidatin zeigte. Man hatte sich schließlich auf einen Kompromiss geeinigt: Bei öffentlichen Auftritten trug die Contessa fortan ein Kreuzifix an einer Silberkette um den Hals. Das Kreuz bedeckte zwar nicht jene Formen, aufgrund deren – wie Rotondo auszuführen pflegte – man fortan von den neun Hügeln Roms sprechen müsse, doch immerhin bot das diamantenbesetzte Schmuckstück aus Familienbesitz für die keuschen Kleriker des Vatikans einen Blickfang: als Mahnung, auf dem rechten Weg zu bleiben, wie Petrus behauptete – oder als willkommene Ausrede für genaues Hinsehen, wie Rotondo prophezeite.

«Ich habe das Blutwunder selbst gesehen», wandte Francesco ein und wurde rot. «Es ist sehr eindrucksvoll.»

Giulia betrachtete den päpstlichen Privatsekretär freundlich und ein wenig mitleidig. «Ich glaube gern, dass es eindrucksvoll aussieht. Aber die wundersame Verflüssigung ist mit der Eigenschaft sogenannter thixotroper Gemische relativ simpel zu erklären. Solche Gelees lassen sich durch leichte Erschütterungen und ohne Temperaturverän-

derungen vom festen in den flüssigen Zustand versetzen. Chemiker können so ein Gemisch leicht herstellen: Man benötigt Eisenchlorid, Wasser, Kalziumkarbonat und Natriumchlorid – und fertig ist das Blutwunder.»

Giulia schnappte sich eine Grissini-Stange, brach sie mit lautem Knacken entzwei und biss ab. Energisch kauend blickte sie vom Papst zu Francesco und zurück. «Darf ich fragen, wieso sich die Herren über weinende Madonnen unterhalten?»

«Wir sprechen über das Attentat auf Rotondo», sagte der Papst. Es lag eine bestimmte Härte in seinem Ton. Erst jetzt bemerkte Giulia, wie schlecht er aussah: Sein Gesicht war grau, tiefe Ränder zogen sich um seine Augen.

«In Santa Maria del Fiore», fuhr Petrus fort. «Direkt am Altar. Dort befindet sich eine wertvolle Verkündigungsgruppe aus Marmor: Der heilige Erzengel Gabriel überbringt Maria die frohe Botschaft, dass sie ein Kind bekommen wird. Diese Madonnenstatue, Giulia, weinte, als der Anschlag geschah. So hat man es mir im Krankenhaus berichtet. Die Muttergottes schwebte über dem blutverschmierten Körper des Kardinals und weinte.»

Giulia schenkte sich ein Glas Wasser ein. Als sie ausge-trunken hatte, war die tiefe Falte auf ihrer Stirn verschwunden.

«Entschuldigen Sie meine Heftigkeit.» Ihr Zorn war nicht völlig verfliegen, doch sie bemühte sich um Harmonie. «Ich war ... nicht besonders pietätvoll. Aber im Vatikan rennt man mir die Bude ein. Ein Medienauflauf wie selten. Die Welt will wissen, was der Papst über den Anschlag auf Kardinal Rotondo denkt. Aber der Heilige Vater sitzt in einer kleinen Trattoria und wartet auf eine große Portion Spaghetti, während seine Pressesprecherin sich lächerlich macht, weil sie der Welt nicht einmal sagen kann, wo sich Seine Heiligkeit aufhält. Sie musste erst alle seine Lieblingslokale abklappern, um ihn zu finden.»

«Ich bin sofort in die Gemelli-Klinik gefahren», sagte Petrus ruhig. «Es war keine Zeit, überall Bescheid zu sagen. Ich wollte bei Rotondo sein. Er ist mein Freund, Giulia.»

Die Contessa schwieg. «Es tut mir sehr leid, was mit Rotondo geschehen ist», sagte sie dann. «Und ich bin dankbar, dass er noch lebt. Zumindest haben sie das gerade im Radio gesagt.»

«Die Ärzte haben wenig Hoffnung», sagte Petrus. Er senkte den Blick und musterte konzentriert, als sähe er ihn zum ersten Mal, den goldenen Fischerring an seiner Hand, auf dem der Apostel Petrus auf wilder See die Netze einholte.

[...]